

Ein Wort über Schutzzölle.*

II.

Wenn unsere Industrie, wie aus dem vorigen Artikel erhellt, auf den Export hingewiesen ist, wie können ihr dann Schutzzölle nützen? Diefelben könnten ihr doch höchstens nur den Markt des eigenen Landes sichern, ohne ihr jedoch bei der Wettbewerbung mit anderen Nationen auf dem Weltmarkte auch nur den geringsten Vorteil zu schaffen.

Wir nehmen nicht einen Augenblick Anstand, diese Frage mit aller Entschiedenheit zu verneinen. Der einheimische Produzent hat vor dem fremden stets einige wichtige Vorteile voraus. Erstens den Vorteil der Frachtdifferenz, denn ein fremdes Produkt muß doch mindestens um die Differenz der Fracht billiger als das einheimische sein, wenn es Käufer finden soll; zweitens besitzt der einheimische Produzent vor dem fremden den kaum noch genug auszusprechen Vorteil einer genaueren Bekanntheit mit den lokalen Verhältnissen, der Randschaft, ihrem Geschmade und ihren Anforderungen.

Wenn die heimische Industrie, trotz dieser beiden ihr zur Seite stehenden Vorteile, die Konkurrenz mit der fremden in eigenen Lande nicht zu bestehen vermag, so sind doch nur zwei Dinge denkbar: — entweder die Industrie eignet sich nicht für uns, oder die Schuld liegt am Fabrikanten, an seiner Unwissenheit, seiner Trägheit, seiner geringen Geschäftskennntnis. Eine Industrie eignet sich nicht für uns, wenn unsere klimatische Lage, unser Klima, unsere Bodenverhältnisse, Mangel oder ungenügende Beschaffenheit des Rohmaterials und die aus diesem Mangel resultirende Nothwendigkeit, dasselbe auf kostspieligem Wege vom Auslande zu beziehen, wenn unsere Lebensverhältnisse, kurz Dinge, die sich nicht nach Belieben ändern lassen, ihr die Konkurrenz mit dem Erzeugnisse des Auslandes unmöglich machen. Eine solche Industrie läßt man einfach fallen, um sie wieder aufzunehmen, wenn erleichterte Kommunikationsmittel, erweitertes Absatzgebiet, geänderte Lohn- und Preisverhältnisse, oder eine billigere Fabrikationsweise uns in den Stand setzen, der Konkurrenz zu begegnen. Sucht man eine solche Industrie künstlich, das heißt durch Schutzzölle, zu stützen, so begeht man erstens eine Ungerechtigkeit, indem man das ganze einen gewissen Artikel konsumirende Publikum zu Gunsten eines, oder einiger Fabrikanten bevorzugt, und zweitens einen wirtschaftlichen Fehler. Was nicht auf eigenen Beinen stehen kann, sondern zu seiner Erhaltung einer fremden Seite bedarf, das hat überhaupt wirtschaftlich keine Erhaltungsberechtigung. Auch das auf die Stütze der Eltern angewiesene Kind würde eine wirtschaftliche Erhaltungsberechtigung nicht besitzen, wenn nicht aus dem zunächst nur konsumirenden Kinde dereinst ein produzierender Mann würde.

Nehmen wir zum Beispiel an, unsere Porzellanfabriken müßten das von ihnen zu verarbeitende Material weit her, meinetwegen aus dem Kaufasien, beziehen, während die Engländer oder Franzosen das ihrige vor der Thür fänden, dann könnte man sich freilich nicht wundern, wenn unsere Porzellanfabriken mit den fremden nicht konkurriren könnten; wollte man den unigenen dann aber durch Schutzzölle auf Kosten des gesamten vorzellanverbrauchenden Publikums die Erhaltung zuten, so wäre dies nicht nur ungerecht, sondern wirtschaftlich genau eben so thöricht, als wenn man die Südrücker befeuern wollte, weil Jemand irgendwo in Hinterpommern auf den genauen Verbrauch gethan, Drangen und Zitronen für den Markt in Teichbäumen zu ziehen.

Liegt die Ursache der Konkurrenzunfähigkeit in der Unwissenheit und Trägheit des Fabrikanten, der mit der fortschreitenden Wissenschaft gleichen Schritt zu halten und sich alle Hülfsmittel der Fabrikation zu eigen zu machen vermag?

so wirken Schutzzölle doppelt begünstig, indem sie dann praktisch die Gestalt einer der Unfähigkeit gewährten Staatsunterstützung annehmen. Ist Mittellosigkeit des Fabrikanten die Ursache seiner Konkurrenzunfähigkeit, gegenüber der mit reicheren Mitteln ausgestatteten Industrie des Auslandes, so ist das ein Unheil für ihn, denn der Staat oder abzuhelfen durchaus nicht die Pflicht, durch Freisetzung von Schutzzöllen abzuhelfen auch nicht das Recht hat; — der Staat hat nicht das Recht, als Konsumenten eines Artikels zu befeuern, um den Erlös einem Fabrikanten in die Tasche zu stecken, indem er ihm durch eine Subsidie die Möglichkeit gewährt, sein Fabrikat theurer zu verkaufen, als ihm dies bei seiner Konkurrenz möglich wäre.

Unsere Industrie mag in einzelnen Zweigen, sei es in Bezug auf Billigkeit oder auf Qualität des Fabrikats, der des Auslandes nachsehen, im Großen und Ganzen hat sie sich auf dem Weltmarkte als konkurrenzfähig erwiesen — und muß es mit hin auch in eigenen Lande sein.

Um die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie zu konstatiren, haben wir nicht nöthig unsere Ein- und Ausfuhrlisten zu studiren; dieselben vermögen uns nur ein sehr ungenügendes Bild unserer Handelsbewegung zu geben, da alle die Summen, welche in gemünztem Gelde oder in Papiergeld, in Form von Wechseln, Aktien und Staatspapieren aus einem Lande in das andere wandern, sich jeder Kontrolle entziehen. Dafür aber haben wir für den Stand unserer Handelsbewegung einen anderen und zwar untrüglichen Barometer, nämlich den Wechselkurs.

Da dieser im Großen und Ganzen uns nicht ungünstig ist, so schließen wir daraus, daß unsere Industrie auf dem Weltmarkte nicht ohne Erfolg konkurriert und uns eben dadurch vor dem uns sonst unvermeidlich treffenden Fluche einer langsamen Vermarmung bewahrt hat.

Aber woher denn plötzlich dies allgemeine Gefühl nach einer Aenderung unserer Handelspolitik, dies Gefühl nach Schutzzöllen?

Auf diese Frage wollen wir in unserem dritten und letzten Artikel Antwort geben.

Provincial-Nachrichten.

† Nordhausen, 9. Jan. Nach der schon erwähnten amtlichen Denkschrift über die Einnahmen und Ausgaben, sowie den Vermögens- und Schuldenstand der preussischen Gemeinden mit mehr als 10000 Einwohnern, giebt Nordhausen, welches im Range der Einwohnerschaft als 49. Stadt figurirt, für Unterterrichtsverhältnisse 212,46 M. aus, oder auf den Kopf 13 M. 24 Pf. Für Frankfurt a. M. und Duisburg übertrifft unsere Stadt, in ersterer beträgt es 9 M. 36 Pf., in letzterer 14 M. 32 Pf. pro Kopf. Unsere Kassenverhältnisse trägt dazu nach dem Etat im laufenden Jahre ca. 105,000 M. bei und zwar an Zuschüssen zur höheren Schichtschule 2000 M., Mittelschule 12,147 M., Volksschule (in welcher der Unterricht für 1700—1800 Kinder untergütlich ist) 46,270 M., Realschule 17,275 M., Gymnasium 21,887 M. und an der Handwerker-Vorbereitungsschule 4456 M. Im Jahre 1870 betrug der Gesamt-Einkauf noch 35,000 M. Im Jahr also in 8 Jahren auf das Dreifache erhöht. An Kommunalsteuerzuschlag werden 190 Proz. gebolt. — Der Firma Eduard Meyer hier ist ein Patent auf einen Fernsprecher mit Gloden-Signalapparat erteilt worden.

† Aus dem Reg.-Bez. Merseburg, 9. Jan. Laut amtlicher Bekanntmachung ist unter dem Rindviehstande des Landwirths Kohlberg in Auerdorf am hohen Peterseberg die Lungenseuche, und die Rotzkrankheit unter den Pferden des Schmiedemeisters und Fuhrmanns Spengler in Esleben ausgebrochen. — In Döberlingen an der Helme ist die am 20. Sept. v. J. ausgebrochene Schafpestseuche nach amtlicher Bekanntmachung nunmehr völlig erloschen.

† Gera, 8. Jan. Ein hübsches Handwerksburschen-Stückchen hat in diesen Tagen ein Mitglied ihrer fahrenden Sippe zu Stande gebracht, die neuerdings wieder einmal namentlich in der äußeren Stadttheile zu einer Art Anbahnung geworden ist. Ein Handwerksbursche, welcher in einem Hause um eine mihige Gabe angeproben, wird von dem betreffenden Eigenthümer nach seinem Gewerbe gefragt. „Gärtner“, lautet die Antwort, woraufhin ihm der Auftrag gegeben wird, im Garten vor dem Hause Dies und Jenes in Ordnung zu bringen. Nach andertehalb Stunden ist die Arbeit gethan und unser Gärtner erhält für seine Arbeit 1 Mark — 6 Pfennig, der jedoch den Gewerksamen nicht zu entsprechen scheint, denn er bittet noch um einen „abgehenden Hof“. Mit dem Bescheide am anderen Tage wieder nachzutreten, entseht er sich. Willkürlich zur angegebenen Stunde

heißt sich der Gärtner wieder ein, trifft im Flur die Frau und sieht diese, ob der ihm bestimmte Hof noch ein oder zwei ist. Die Antwort der Frau, daß der Herr die ganze Heide selbst trägt, ärgert jedoch den armen Heiden, und er macht der Frau gegenüber sein Gesicht, in helle Wuth aber bricht er aus, als der Hausherr dazu kommt und ihm jene Gedanken verwehrt, in so weit verweigert sich der Landmann, daß er Hand anlegt an seinen Wohlthäter. Er wird jedoch übermannt und geht zur Anstalt der Polizei in einen Stall gesperrt. Der arbeitsgierige Mann, der so trübselig geblieben ist, ist in seinem Verlies, wie ein böser Geist der Unterwelt, daß allen Haushewnern angst und bange wird und auf ihre Witten öffnet man die Thüre wieder und läßt den Heiden frei. Während er sich in der Kasse der Menge, die sich insprechen verarmt, kriecht er sich ausnehmend und er gewinnt das Recht — aber es ist zu spät, die Polizei ist herbei und als der Fünftägung um die nächste Ecke biegt — läuft er in die Arme. Die Umarmung war eine recht warme und nunmehr befindet sich dieser bescheidene arme Heiden auf Nummer sicher.

Vermishtes.

— (Schwimmgürtel.) Bereits 4 mal seit seiner Begründung im J. 1863 hat sich der Deutsche Schwimmverein mit der Frage der obligatorischen Einführung von Schwimmgürteln an allen Schiffen der deutschen Handels-Marine beschäftigt. Obwohl von dem Nutzen der Gürtel überzeugt, hatte der Verein 3 mal sich gegen einen Antrag auf diese Einführung entschieden, um nicht einer unangenehm Beschränkung des Abwehrei-Betriebes Vorzug zu lassen; dagegen ist der Antrag neuerdings angenommen und übergeben beschlossen, „alle deutschen Schiffe durch ein Rundschreiben aufzufordern, der am 8. Vereinsjahr am 8. Febr. 1876 beschlossenen Resolution, welche es für Pflicht der deutschen Abwehr erklärt, baldigst ihr ihre Schiffe eine ausreichende Zahl von Schwimmgürteln oder ähnlichen benutzbaren Rettungsvorrichtungen für Besorgen zu beschaffen, freiwillig Folge zu leisten.“

— (Der verhängnisvolle Bierzecher.) Karl Sabiger ist der Name eines unglücklichen Gemanns in Wien, der von Schwiegermutter und Frau gar viel zu süßen hat. Insbesondere ist die letzte That seiner „höheren Rasse“ wirklich haarsträubend. Sie bewachte ihm nämlich beim Winterfeste die ganze feierliche Suppe in der Weile, daß sie ihm dieselbe sammt der Schüssel an den Kopf warf. Als sie behalß vor Gericht kam, gab Herr Sabiger, als Zeuge vernommen, seine Thatgeschichte zum Besten: „Wie i no ledig war, sprach er, „trant mir amal vom Zeisel, als wenn ich mit ihm gar takt hat.“ In der That ist er mit der Suppe, die er auf seinen Kopf geschüttelt, die Suppe in die Lotterie. Na und weil glei vis-a-vis vor mir a Rolettantin war, hob i auf an eben jebem Liebung g'legt, der Bierzecher ist oberwichtig nicht tuma, dafür lern i die Tochter der Rolettantin fena, dös is meine Gegenwärtige und i betraut's.“ Seit dem Zeit, Geur Groden, is Weil mit mir, hoch hat dös was, daß die Schwiegermutter, Streit muß's immer geben. I bin naber an Kartenauswählerin gangen, daß i wenigstens an der mein' Jurn ausließ, aber da bin i schon antuma, die schreit mit ganz led an: „Was wollen's Sie denn! I's nüt lo ausgangen.“ Die Schwiegermutter is a böse Siebner, ehmer Weid is a a Siebner; abimmal Sieben kam es 14.“ Weibliche Felleiter ist nicht an Gerichte.“ So geht die Verhandlung fort, bis schließlich der Richter die Karoline Sabiger, die nicht zum ersten Male ihren Mann mißhandelt hat, zu 4 Tagen Arrest verurtheilt. Der Mann, den sie ihm beim Fortzuge auswirft, läßt für den armen Gemann das Schlimmste befürchten.

Abfahrt der Eisenbahnzüge in Halle

Table with columns: nach: Leipzig, Magdeburg, Nordh.-Gau, Sorau-Gub., Thüringen, Bitter-Berl., Aschersleb. and rows for Vm., Vm., Vm., Nm., Nm., Nm., Nm., Abd., Abd., Abd., Nichts.

Ankunft der Eisenbahnzüge in Halle

Table with columns: von: Leipzig, Magdeburg, Nordh.-Gau, Sorau-Gub., Thüringen, Bitter-Berl., Aschersleb. and rows for Vm., Vm., Vm., Nm., Nm., Nm., Nm., Abd., Abd., Abd., Nichts.

* Schnellzug I.—III. Classe. † Couirierzug I. u. II. Classe.

In zwei Welten.

Noman von Etta B. Pierce.

(Fortsetzung.)

„Komme heim!“ rief die rauhe Stimme von Miß Prue, „was thust Du hier? Das ist kein Platz für Dich. Du armes, kettenge, unglückliches Kind, steh auf Das!“

Dabei hielt sie einen offenen Brief, halb mit Weißleim geschrieben, unter die Augen der jungen Frau.

„Ein Daus brachte ihn von der Schänke, gerade als Du das Daus verlassst“, fuhr Miß Prue fort, ihre Stimme beim nach Schreien erhebend. „Ersetz zurück, Ihr Alle! blickt nicht auf sie, ertrümet Euch, und ihre Vater für Euch und die Eieren was!“

„Hier, Hetty — nimm' und lies! Es war ein über Tag für Dich, als jener Mann zuerst eintrat unter das Dach John Doane's!“

Hetty nahm halb den Brief von Miß Prue, welche letztere die Fächer mit gebietrischer Hand zurückwinkte. Dunkel, wie durch ein trübes Glas, las die unglückliche junge Frau folgende Worte:

Sea-Bien-Schänke. — Bei Tagesanbruch. Leben Sie wohl, Mrs. Hazelwood! Ihr Gatte ward nicht ertränkt in dem Sturme der letzten Nacht — im Gegentheil, er lebt und befindet sich wohl. Wenn Sie dieses empfangen, werden wir weit fort sein. In einfachen Worten, er ist mit mir geflohen. Soffen Sie nicht uns zu finden. Sie werden es nicht. Die Welt ist weit und groß und Sie haben ihn zum letzten Male gesehen für immer. Ruth Carew.

Sie las es in einer aufgeregten Weise, kaum den Ansalt betreffend, während sie da hand an dem traurigen Ufer, in dem fremden Regen; dann trat sie einige Schritte zurück und harrete zuerst auf das ruderlose Boot, dann auf den verhängnisvollen Brief — welchem sollte sie glauben? „Sie hat die Schänke verlassen — dieses Frauenzimmer!“ rief Miß Prue. „Sie bezogte am letzten Abend ihre Rechnung

ragt der Aufwärter, und vor Tagesanbruch war sie fort — um mit ihm irgendwo zusammenzutreffen auf der Straße. Es ist nirgendes eine Spur von ihr da — keine! Oh, Hetty! Oh, mein armer Kiebling!“

Der Brief flatterte hinab auf den nassen Sand. Ohne ein Wort oder einen Laut breitete Hetty Jagelwood ihre Arme aus und fiel leblos zu Miß Prue's Füßen.

Sechstes Kapitel.

Z o d.

In einem verdunkelten Zimmer des braunen Pfarrhauses lag Hetty Hazelwood, die verlassen Gattin, seit deren Heirath kaum zwei Monate vergangen, in Fiebertränen rasend.

Die Tage kamen und gingen; sie wußte nichts von ihnen. Die Heißelbeeren und die wilden Rhododendren gingen in den Herbstfröhen zu Grunde; die herbstlichen Hochfluthen schlugen donnernd an das Ufer; der graue Herbsthimmel hing tief und kalt über dem Meere; aber Hetty, ohne Wissen von dem Allen, preßte ihr Haupt in die Kissen, bot Lante Prue, mit einer herzerregenden Stimme, ihren Gatten zurückzubringen — sie vor Ruth Carew zu schicken — Cyril zu sagen, daß sie sterbe und daß er kommen möge, um sie nur noch einmal, nur ein einzigemal zu sehen. Miß Prue preßte ihre Zähne hart zusammen, während sie sich in dem kleinen Zimmer unterm bezogte, ihr eigenes Herz schmerzte sie, wie es niemals zuvor der Fall gewesen, in all' ihrem trübem, einsamen, beengten Leben.

„Wird sie leben?“ fragte sie unaussprechlich den alten Doctor, der den Fortschritt von Hetty's Krankheit mit besümmerten Wäken beobachtete.

„Ich kann es nicht sagen — sie hat einen schweren Schlag bekommen“, antwortete er. Nichtsbesonderer ist sie nicht und hat eine gute Konstitution — wir wollen das Beste hoffen.“

Keine Nachrichten von dem Flüchtlings hatten Sea-Bien erreicht. Niemand wußte, wohin sie geflohen waren. In einer Schublade von Miß Prue's Kofferwerks lagern zwei Zeitungen; eine enthielt eine Notiz über das mutmaßliche Entkommen von Cyril Hazelwood, und die Entdeckung seines

Bootes am Ufer; in der anderen war eine Mittheilung mit Weißleim „angeklebt“, welche dunfel auf die Entweichung eines Gatten in einer kleinen Fischerboot in Massachusetts anspielte und auf das herzerlöse Verlassen einer schönen jungen Frau, die den Leuten des Ortes wohlbelannt sei.

Diese verschiedenen Versionen von Cyril Hazelwood's Verschwinden hatte Miß Prue sorgfältig beiseite gelegt sammt dem grausamen Briefe Ruth Carew's. Sie dachte, Hetty könne sie vielleicht in fernem, künftiger Zeit einmal werthvoll finden — in jedem Falle wollte sie dieselben aufbewahren.

Langsam, sehr langsam, kehrte Cyril Hazelwood's Gattin zum Leben zurück. Sie öffnete ihre hoblen Augen eines Tages und sah in das humorvolle Gesicht von Miß Prue, streckte ein Paar schwarzer Arme empor und zog die alte Tante Fremdlin damit herab zu ihrem Kissen.

„Wie gut Du gegen mich bist!“ flüsterte sie. „Ich bin lange Zeit krank gewesen, nicht wahr?“

„Ja, Thenerer, eine recht lange Abheil“, seufzte Miß Prue; und sie hielt die erlöschende Klein Gestalt an ihrer Brust und wusch sie wie eine Mutter ihr Kind.

Endlich kam die Zeit, in der Hetty in einem Armstuhle am Fenster sitzen und hinaussehen konnte auf das weite, graue Meer, das nun die Winterthürme oft wild aufregten. Ihr einig so volles, rundes Antlitzgezicht war nun bager und bleich geworden, wie ein abnehmender Mond. Ihr blondes Haar, das man in den ersten Tagen ihrer Krankheit hatte abscheiden müssen, hing nun in kurzen Strähnelchen um ihre Stirne. Ganz ungleich der Hetty von einst schien sie jetzt nur ein Gespenst dieses Wädhens, das Tag für Tag in diesem Zimmer am Fenster saß, schweigend, ohne Klage, in Gedanken verfunken, von denen sie niemals einen Hauch verriet, selbst nicht gegen Miß Prue.

Aber eines Tages wendete sie sich plötzlich von dem Fenster ab.

(Fortsetzung folgt.)

